



Rosanne Parry

# Als der Wolf den Wald verließ

Mit Illustrationen von Mónica Armiño

Aus dem Englischen von Petra Knese

COPPENRATH

*Für alle Wanderer,  
die ein Zuhause suchen*



# VORWORT

Wanderungen sind der Herzschlag der Welt. Der kleine Monarchfalter, der nicht mal ein halbes Gramm wiegt, legt fast fünftausend Kilometer zurück – die gleiche Strecke wie der riesige Grauwal, der vierzig Tonnen auf die Waage bringt. Tiere wandern, um Nahrung und Unterschlupf zu finden und um sich fortzupflanzen. Sie wandern, wenn andere Tiere ihr Territorium bedrohen oder das Revier zu klein wird; wenn sich das Klima ändert, Menschen ihren Lebensraum beanspruchen oder Naturkatastrophen wie Überschwemmungen, Stürme, Erdbeben oder Waldbrände sie vertreiben.

Auch wir Menschen wandern – und die Gründe sind oft dieselben: um woanders Arbeit, Nahrung oder eine Unterkunft zu finden; um Kriegen und Naturkatastrophen zu entkommen; um näher bei unseren Liebsten zu sein und in Sicherheit und Frieden zu leben.

Ich hoffe, meine Wolfsgeschichte erreicht viele Leser, die aus ihrer gewohnten Umgebung gerissen wurden und auf der Suche nach einer neuen Heimat sind.

Rosanne Parry



# DAS RUDEL

Um mich ist es dunkel, und alles, was ich weiß, weiß ich durch meine Nase. Ich habe einen Bruder, Fang. Er ist größer als ich und immer knurrig. Ich habe auch Schwestern: Sturm, die sich gern balgt, und Wedel, die alles mit ihrer Rute sagt. Mein Lieblingsbruder ist Flausch. Er ist der einzige, der noch kleiner ist als ich, und rollt sich gerne unter meiner Schnauze zusammen.

Während die anderen dösen, erkunde ich den Bau. Schnüffle an meinen Geschwistern, an der feuchten Erde über uns und dem trockenen Gras am Boden. Laufe durch den Gang. Sie nennen mich Flink, weil ich so schnell bin und als Erster stehen und laufen konnte. Doch wohin meine Beine mich auch tragen, am Ende zieht es mich immer wieder zurück zu der kleinen Kuhle in der Mitte der Höhle, zu dem Geruch von Zuhause. Daran kann ich mich nicht satt-riechen.

Von draußen kommt der beste Duft von allen hereinge-

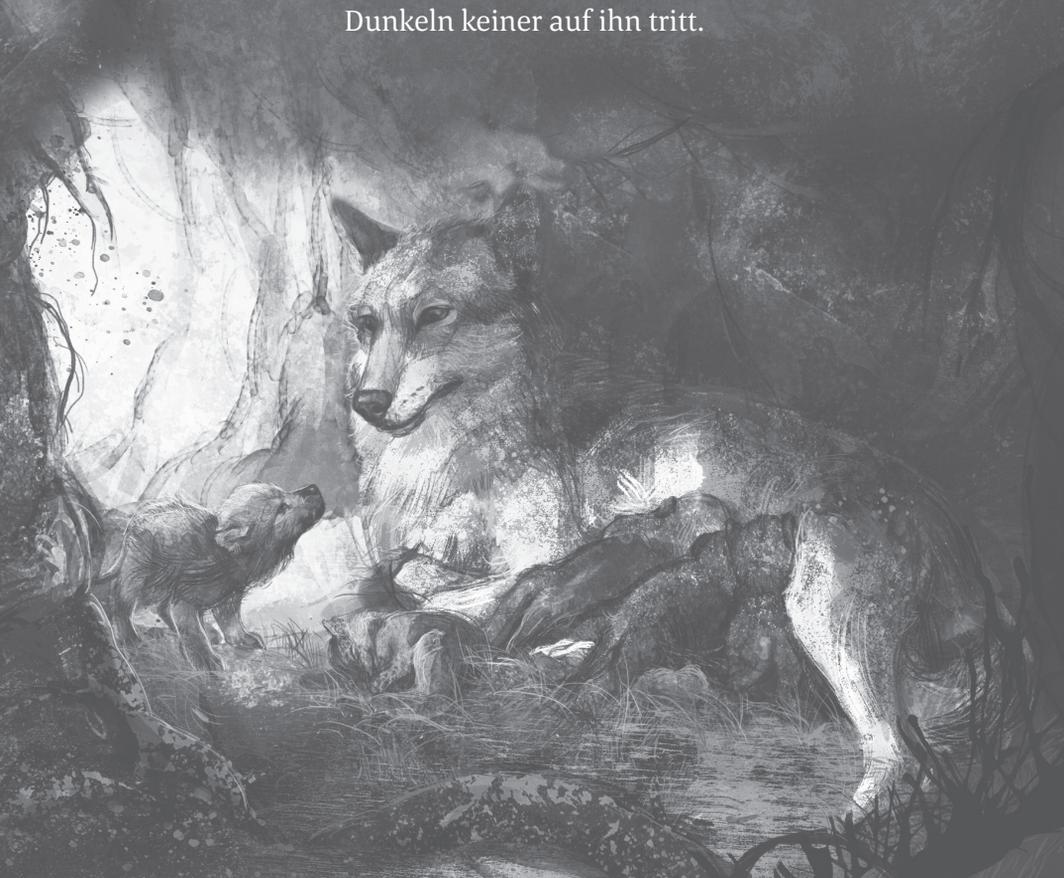
weht: Mutter. Sie dreht sich einmal im Kreis und begrüßt uns reihum mit einem Nasenstupser, bevor sie sich in die Schlafmulde legt. Fang, Sturm und Wedel stürzen zu ihr, um zu trinken. Ich hätte der Erste an ihrem Bauch sein können, aber Mutters Fell ist so voller Gerüche! Von ihrer Flanke über den Nacken bis zu ihrem brummig-warmen Atem sind überall namenlose Gerüche, Gerüche von der Welt außerhalb des Baus. So gern würde ich meine Nase durch das Nicht-Weiter nach draußen strecken, dahin, wo das Licht herkommt. Mutter hat jedoch gesagt: »Bis hierher und nicht weiter!«

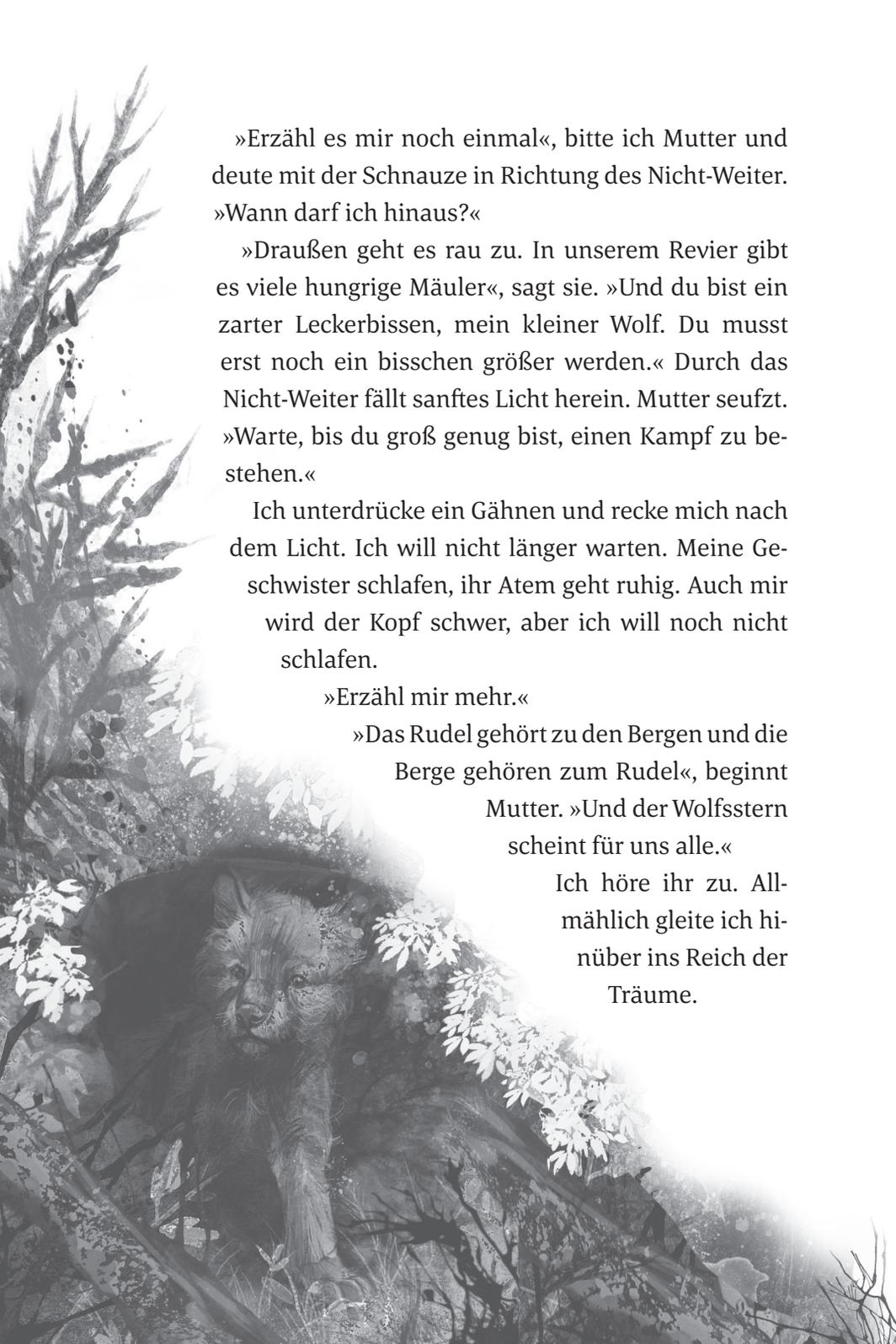
Wenn ich mich jetzt nicht beeile, bekomme ich kein Mittagessen. Flausch kriecht gerade zum letzten Trinkplatz an Mutters Bauch, aber ich komme ihm zuvor. Und dann – ahhh! – trinke ich in kräftigen Zügen, schlucke, schlürfe und schmatze. Während wir trinken, singt Mutter uns vor, von der weiten Welt außerhalb der Höhle, vom Leben in den Bergen. Ich sauge ihr Lied in mich auf wie die Luft, wie die Milch: Rudel, Berge, Hirsche, Sterne, Wind, Regen, Heulen, Jagen, Berge, Rudel.

Wie immer krabbelt Flausch unter mich. Winselnd drückt er mit seinem Kopf meine Schnauze hoch. Zack! Mein Trinkplatz ist weg. Mit nur halb vollem Bauch ziehe ich weiter. Bei Fang versuche ich es erst gar nicht. Er ist groß und knurrt nicht bloß, er beißt auch! Ich versetze Sturm einen Stupser, aber sie tritt mir gegen den Kopf. Bei Wedel habe ich mehr Glück. Sie stößt daraufhin Sturm weg, die

schubst Fang beiseite und der geht mit gebleckten Zähnen auf Flausch los. Was das heißt, wissen wir alle: »Meins!«

Flausch zieht sich zurück und rollt sich in einer Ecke zusammen. Einer nach dem anderen sinken wir mit vollen Bäuchen in den Schlaf. Doch bevor ich ganz wegdöse, rüttelt mich ein süßer Duft noch einmal auf. Gähnend recke ich die Nase und ... tatsächlich. Es gibt noch mehr Milch. Und ich kann sie mir holen. Wenn ich mehr Milch trinke, werde ich wachsen und größer als Fang werden. An jedem Trinkplatz ist noch ein Schluck. Und jetzt weiß ich etwas, das meine Geschwister nicht wissen: Die letzte Milch ist am süßesten. Ich schlecke mir die Tropfen vom Kinn und schmiege mich schützend um Flausch, damit im Dunkeln keiner auf ihn tritt.





»Erzähl es mir noch einmal«, bitte ich Mutter und deute mit der Schnauze in Richtung des Nicht-Weiter.  
»Wann darf ich hinaus?«

»Draußen geht es rau zu. In unserem Revier gibt es viele hungrige Mäuler«, sagt sie. »Und du bist ein zarter Leckerbissen, mein kleiner Wolf. Du musst erst noch ein bisschen größer werden.« Durch das Nicht-Weiter fällt sanftes Licht herein. Mutter seufzt.  
»Warte, bis du groß genug bist, einen Kampf zu bestehen.«

Ich unterdrücke ein Gähnen und recke mich nach dem Licht. Ich will nicht länger warten. Meine Geschwister schlafen, ihr Atem geht ruhig. Auch mir wird der Kopf schwer, aber ich will noch nicht schlafen.

»Erzähl mir mehr.«

»Das Rudel gehört zu den Bergen und die Berge gehören zum Rudel«, beginnt Mutter. »Und der Wolfsstern scheint für uns alle.«

Ich höre ihr zu. Allmählich gleite ich hinüber ins Reich der Träume.



Und so schlafe ich, trinke ich und schlafe wieder, bis ich eines Tages aufwache und Mutter fort ist. Durch das Nicht-Weiter dringt kühles weißes Licht. Ich schnuppere alles ab, uns, die Erde, das Gras und Mutters Geruch in der Schlafkuhle. Alles da. Alles, wie es sein soll.

Außer meinem leeren Bauch. Ich spüre, wie er hin und her schwingt, als ich durch die Höhle laufe. Es wird immer enger hier. Es gibt keine neuen Gerüche, bloß immer größere Körper, über die man stolpert. Fang ist nach wie vor der Größte von uns.

So lange hat Mutter uns noch nie allein gelassen. Flausch winselt und reibt den Kopf an meiner Schulter.

»Das Rudel gehört zu den Bergen. Die Berge gehören zum Rudel«, sagt Wedel.

»Und der Wolfsstern scheint für uns alle«, stimmt Flausch ein.

So erzählen sich die beiden unsere Geschichte.

Fang tut so, als würde es ihn nicht kümmern, dass Mutter fort ist, und vergräbt die Zähne in Sturm, um zu testen, ob sie vielleicht gut schmeckt. Es gelingt ihr, ihn zu Boden zu werfen. Ich strecke meine Schnauze durch das Nicht-Weiter, weil ich herausfinden will, wie weit ein Welp kommt. Flausch zittert vor Angst. Mir egal. Ich schiebe mich ein

kleines Stückchen durch das Nicht-Weiter. Eine Pfote. Kopf und Schultern. Alle Pfoten!

Neue Gerüche kribbeln mir in der Nase. An der dunklen Decke der großen Höhle draußen leuchtet weit oben etwas Rundes, drum herum flimmern Funken. Und zwar jede Menge Funken. Viel mehr als alle Ruten, die ich bisher gesehen habe. Mehr als alle Pfoten, sogar mehr als alle Krallen, Pfoten und Ruten zusammen. Ich bin wie gebannt.

Die kühle Luft erzählt mir von Dingen, die ich bislang nur aus Mutters Geschichten kenne: Kiefer, Maus, Eule, Tanne, Heidelbeere, Wasser. Und noch mehr fernen Dingen, für die ich keine Namen habe.

Ich rücke ein wenig vor, obwohl Flausch mich warnend anstupst. »Nicht weiter!«

Ducken. Verharren. Da ist ein fremder Wolf.

Schnüffeln. Verharren. Kein Mutterduft.

Schnüffeln. Wedeln. Verharren.

Den Geruch des Wolfes habe ich schon an Mutters Fell bemerkt. Er gehört zum Rudel. Ich schiebe mich vorwärts.

»Nicht weiter!«

Flausch hat sich verängstigt tief in die Höhle zurückgezogen, ich dagegen kann nicht aufhören, aufgeregt zu wedeln. Erde rieselt von der Höhlendecke, als meine Rute dagegen schlägt.

»Still!«

Schnauze auf den Boden. Ich will mich gar nicht ducken. Doch seine Stimme drückt mich hinunter.

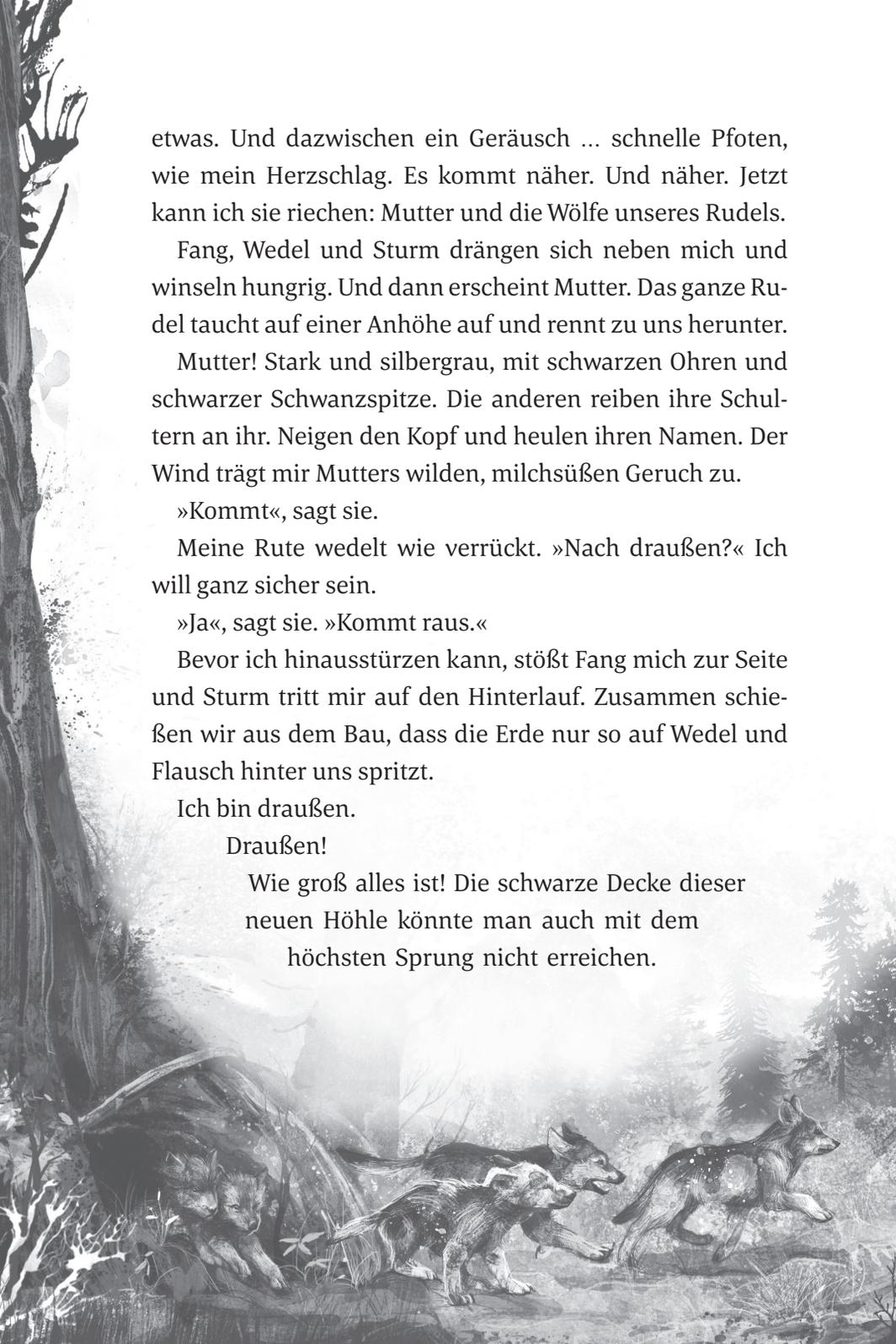


»Horch«, sagt der Wolf, der uns bewacht, etwas milder diesmal.

Ich stelle die Ohren auf. Mit den Gerüchen bringt der Wind auch Geräusche. Rauschen und Rascheln in den Bäumen. Getrippel und Schuhu-Rufe eines Vogels von weit her. Und dann ein Heulen. Wa-huuuuuu! Mir sträubt sich das Fell, den Klang kenne ich aus meinen Träumen. Ich muss antworten, doch der Welpenwächter ahnt wohl, was in mir vorgeht.

»Still!«, sagt er. »Still!«

Ich schlucke das Heulen hinunter und setze mich. Lausche den neuen Geräuschen, vergesse den Hunger und warte. Auch der Welpenwächter wartet. Er pirscht umher, eine graue Gestalt zwischen den Bäumen und Felsen. In der Ferne rauscht Wasser, ganz nah schwirrt und zwitschert



etwas. Und dazwischen ein Geräusch ... schnelle Pfoten, wie mein Herzschlag. Es kommt näher. Und näher. Jetzt kann ich sie riechen: Mutter und die Wölfe unseres Rudels.

Fang, Wedel und Sturm drängen sich neben mich und winseln hungrig. Und dann erscheint Mutter. Das ganze Rudel taucht auf einer Anhöhe auf und rennt zu uns herunter.

Mutter! Stark und silbergrau, mit schwarzen Ohren und schwarzer Schwanzspitze. Die anderen reiben ihre Schultern an ihr. Neigen den Kopf und heulen ihren Namen. Der Wind trägt mir Mutters wilden, milchsüßen Geruch zu.

»Kommt«, sagt sie.

Meine Rute wedelt wie verrückt. »Nach draußen?« Ich will ganz sicher sein.

»Ja«, sagt sie. »Kommt raus.«

Bevor ich hinausstürzen kann, stößt Fang mich zur Seite und Sturm tritt mir auf den Hinterlauf. Zusammen schießen wir aus dem Bau, dass die Erde nur so auf Wedel und Flausch hinter uns spritzt.

Ich bin draußen.

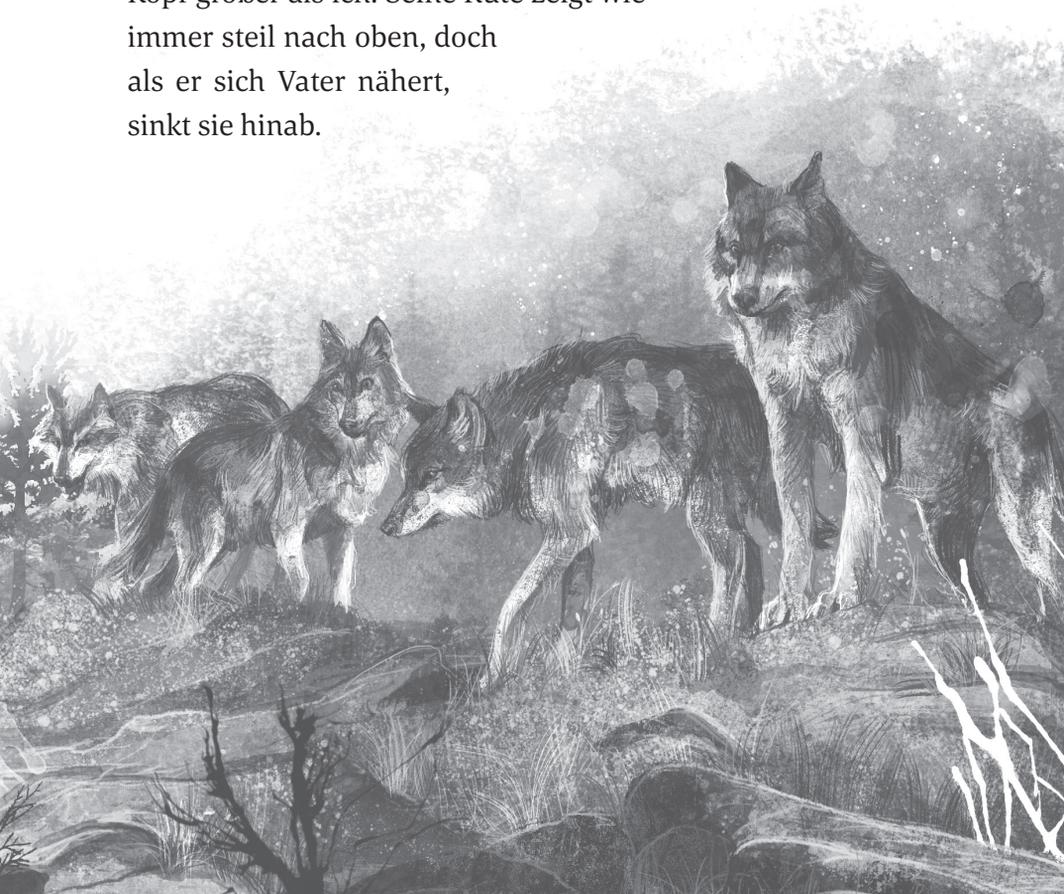
Draußen!

Wie groß alles ist! Die schwarze Decke dieser neuen Höhle könnte man auch mit dem höchsten Sprung nicht erreichen.

Ich versuche es trotzdem. Der Wind fährt mir durchs Fell. Die anderen Wölfe beschnuppern mich von Kopf bis Schwanz. Ich nehme ihre Gerüche in mich auf: Schall, die Jägerin mit dem goldgelben Fell, der Welpenwächter Knurre, der nur langsam läuft und humpelt. Ich muss immerzu wedeln. Ich lecke über den Boden: Salz, Eisen, Asche. Zuhause.

Vater steht abseits. Graue Schnauze, schwarze Ohren und groß, groß, groß. Am Höhlenausgang habe ich seine Duftmarke gerochen. Ich weiß, ich sollte zu Vater gehen und ihn beschnuppern, aber er ist so groß und still.

Fang kommt mir zuvor. Er drängt sich an mir vorbei und schaut mich dabei von oben herab an, denn er ist einen Kopf größer als ich. Seine Rute zeigt wie immer steil nach oben, doch als er sich Vater nähert, sinkt sie hinab.





Mit gesenktem Kopf kriecht er zu ihm. Vater schnüffelt zweimal an ihm, knurrt kurz und schubst ihn weg. Fang dreht sich um, schnappt ein paar Mal drohend nach uns und knurrt: Er ist derjenige, der sich mit Vater beschnuppern darf. Nicht wir. Flausch fiept. Wedel gibt zwar keinen Laut von sich, aber ihr Schwanz hängt entmutigt herab. Nur Sturm lässt sich nichts sagen und stürzt sich auf Fang. Zweimal unterliegt sie, bevor sie ihn zu Boden ringt.

Ich schlüpfte an den anderen vorbei, um Vater mit erhobener Schnauze und aufgerichteter Rute zu begrüßen. Als ich mich ihm näherte, knickt meine Rute jedoch steinschwer hinab. Fast wäre ich umgekehrt und hätte mir Flausch zur

Unterstützung geholt, aber manche Dinge muss ein Welp allein schaffen.

Aus der Nähe ist Vaters Fell nicht bloß grau und schwarz, an der Brust ist es goldgelb und silbern über den Schultern. Dunkles Rot rinnt ihm von der Schnauze.

»Sohn«, knurrt er. »Meiner.«

Obwohl ich mich auf meine Rute setze, will sie nicht stillhalten. Tief atme ich Vaters Geruch ein, bis er einen Platz in meinem Gedächtnis findet, direkt neben dem von Mutter. Für ihn würde ich alles tun! Um ihm zu gefallen, drehe ich mich im Kreis. Springe, kläffe, wedle.

»Vater! Meiner!«

Es zieht mich zu dem Rot an seiner Schnauze, das mich so hungrig macht wie der Duft von Mutters Milch. Doch dieser Geruch ist anders. Kräftiger. Unwiderstehlich. Ich stupse Vater mit der Nase an. Lecke ihm über die Schnauze. Er beugt sich zu mir und öffnet das Maul weit. Ein roter, saftiger Klumpen fällt heraus. Er dampft. So etwas habe ich noch nie zuvor gerochen. Aber Vater hat es mir gegeben.

Schnüffel? Schnüffel!

Je länger ich an dem Klumpen rieche, desto mehr Gefallen finde ich daran. Ich stecke die Schnauze hinein, reibe mich daran. Mutter ruft meine Geschwister zu sich und lässt sie an ihrem Maul schnuppern. Auch sie spuckt einen roten Klumpen aus. Sie ermuntert Wedel und Sturm, ihn zu kosten. Tante Schall macht



das Gleiche mit Fang und Flausch. Ich widme mich wieder Vaters Geschenk.

Schleck, schleck, schleck.

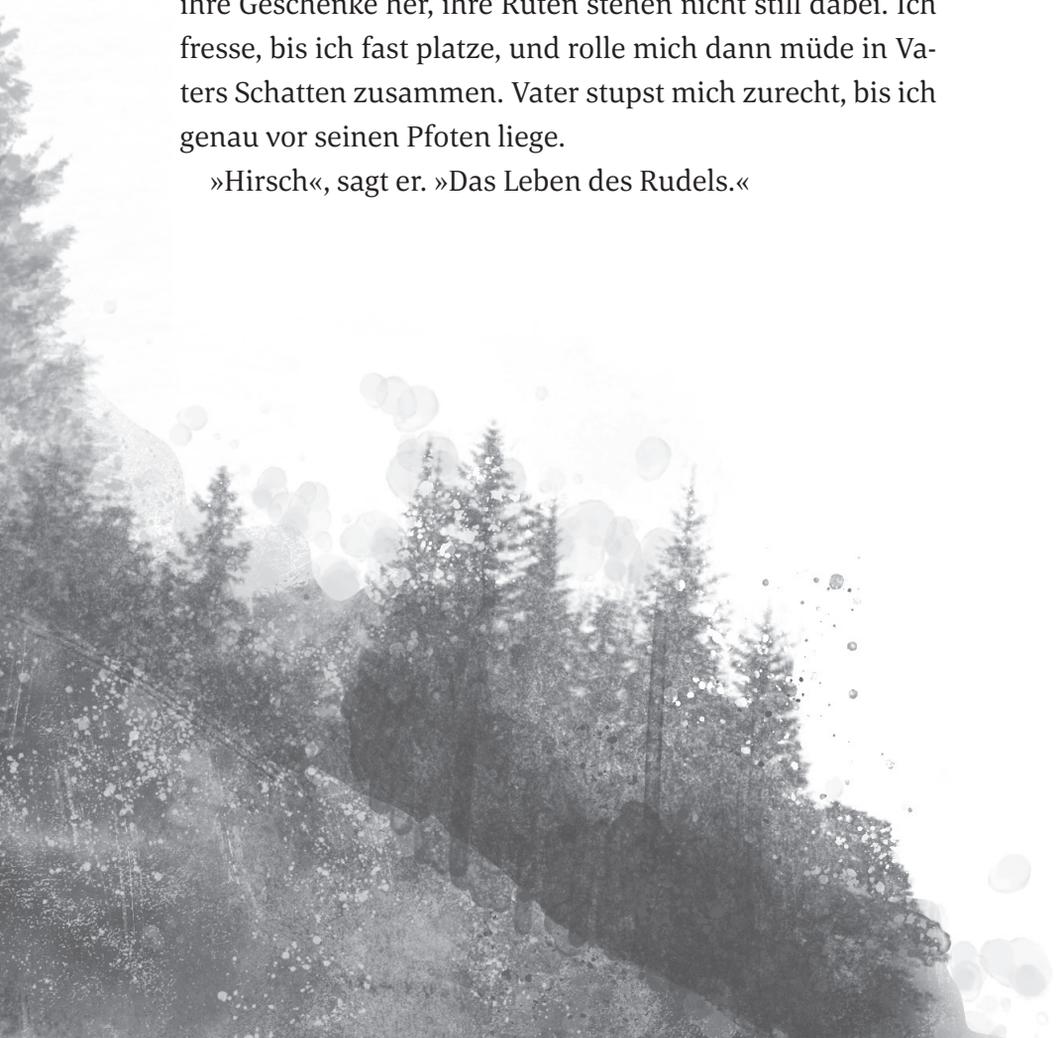
Es schmeckt zart und köstlich. Nicht so süß wie Milch, aber so gut, dass ich schon wieder wedeln muss.

Knabbern? Knabbern.

Ganz schön anstrengend zu kauen. Schnapp-schnapp-schling-schling-schling-schluck. Ahhhhhh!

Auch Wedel, Sturm, Fang und Flausch machen sich über ihre Geschenke her, ihre Ruten stehen nicht still dabei. Ich fresse, bis ich fast platze, und rolle mich dann müde in Vaters Schatten zusammen. Vater stupst mich zurecht, bis ich genau vor seinen Pfoten liege.

»Hirsch«, sagt er. »Das Leben des Rudels.«



# BEOBACHTEN

Das Rudel jagt den ganzen Sommer über. Wenn die anderen fort sind, passt Knurre auf uns auf. Kommt das Rudel zurück, gibt es für alle jede Menge dampfendes Hirschfleisch. Nach dem Fressen heulen wir. Das gefällt mir am besten. Vater fängt an, Mutter stimmt ein und dann auch Schall. Dann sträubt sich mir das Fell und ich wedle mit der Rute. Wir Welpen heulen zusammen, dabei recken wir wie Vater den Hals, jeder will den anderen übertönen. Wir holen tief Luft und versuchen, am längsten und am lautesten von allen zu heulen. Doch ob laut oder leise, lang oder kurz, unser Heulen schweißst uns zusammen. Wir alle sind das Rudel und dies hier ist unser Revier, unser Zuhause. Unsere Stimmen werden von den Bergen zurückgeworfen und steigen hinauf zum Wolfstern. Ihr Klang stillt meinen Durst wie frisches Wasser.



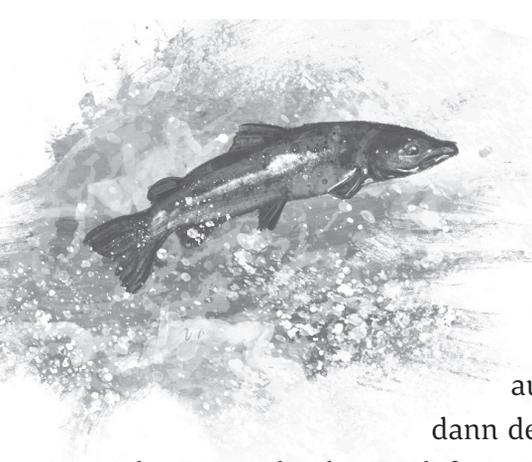
Als Letzter lässt Knurre sein tiefes, wehmütiges Heulen erklingen. Er ist schon alt, bringt uns das Kämpfen bei und stiftet aber auch Frieden. Als sich die Wiese im Spätsommer gelb färbt, kann ich schon schneller rennen als er, und beim ersten Frost ist es so weit, dass er die Rute senkt, wenn ich mit den Vorderpfoten auf den Boden trommle und die Nackenhaare aufstelle.

Bei Fang gelingt mir das nicht, da kann ich machen, was ich will. Jeden Tag kämpfe ich mit ihm, aber er schlüpft mir immer wieder durch die Pfoten. Ich laufe weiter als er. Ich heule länger. Ich schlinge mehr Fleisch hinunter als alle anderen, trotzdem ist Fang größer und schwerer, lauter und stärker als ich. Bloß schneller ist er nicht. Mutter sieht, wie ich mich anstrengte, und leckt mir abends tröstend das Fell.

»Das Wichtigste ist, das Rudel mit Nahrung zu versorgen«, sagt sie. »Alles andere ist egal.«

Als der erste Schnee fällt, jage ich deshalb nicht den Flocken nach und schlittere auch nicht mit meinen Geschwistern über gefrorene Pfützen, sondern begleite Vater zu seinem Beobachtungsposten in die Berge. Mit Vater mitzuhalten, kostet mich viel Kraft, aber mit jedem Tag werde ich ausdauernder. Sobald wir den flachen Felsen an unserem Fluss erreicht haben, lasse ich mich zu Vaters Pfoten nieder. Vater beobachtet den Berghang und die Prärie, die sich daran anschließt. Und ich beobachte ihn.

Er lauscht den Schreien der Pumas, dem Jaulen der Kojoten und dem Krächzen der Raben. Er lauscht dem rauschen-



den Wasser, dem Plansch, Schnauben und Grunzen des Bären und dem Plitschplatsch des Lachses, der am Flussufer auf die Steine klatscht. Und dann dem zufriedenen Schmatzen des Bären, der den Fisch frisst. Ich lausche Vater.

Ein Eichhörnchen mit orangerotem Bauch flitzt von einem Baumstamm zum nächsten. Es ist schnell, aber ich bin schneller.

»Darf ich's jagen, Vater?« Ich mache mich sprungbereit.

»Kannst du's?«

Sofort mache ich einen großen Satz nach vorn. Im nächsten Augenblick ist das Eichhörnchen hinter dem Baum in Deckung gegangen und ich krache gegen den Stamm. Während ich langsam hinabrutsche, klettert es immer höher hinauf und hüpft von Ast zu Ast wie ein Vogel. Ich schüttele mir die Borke aus dem Fell.

Vater lacht mich nicht aus. Aber er wedelt ein wenig mit der Rute. Ich setze mich wieder und beobachte, wie mein Vater die Berge beobachtet. Der Wind bläst. Die Vögel wispern miteinander.

»Da, Vater! Da drüben!«

Ein kurzbeiniges, wieseliges Wesen überquert den Fluss. Es ist schwarz wie die Nacht mit einem breiten weißen Streifen vom Kopf bis zur Schwanzspitze und einem schmalen

weißen Streifen von der Stirn bis zur Nase. Es ist ganz schön mollig. Es wird köstlich schmecken.

»Ich könnte es jagen. Ganz bestimmt.«

Ich mache mich bereit. Zwei Sätze, schon könnte ich das Wesen packen. Doch Vater drückt mich mit seiner Pranke zu Boden.

»Was hat Mutter dir über das Fressen weißer Sachen beigebracht?«

»Weiße Beeren ...« Ich versuche, mich zu befreien.  
»Weiße Pilze ... Lass die Pfoten davon, hat sie gesagt. Nicht mal dran lecken.«

Ich drehe und winde mich, aber Vater lässt mich nicht entkommen. Es kostet ihn nicht die geringste Kraft, sosehr ich mich auch abmühe. Ich schnaufe und keuche, ziehe und zerre, bis ich mich schließlich auf den Rücken rolle und ihm meine Kehle darbiere. Endlich lässt er mich los.

Ich springe auf, deute mit der Schnauze auf die Beute.  
»Das ist aber keine Beere. Und auch kein Pilz. Es läuft herum!«

»Ja, es läuft herum. Am hellichten Tag. Es zeigt uns seinen weißen Streifen und hat keine Angst. Was sagt dir das?«



Ich lasse die Rute hängen.

»Gift?«

»Schlimmer noch.«

Ich drücke mich flach auf die Erde und vergrabe den Kopf in den Pfoten.

»Ich könnte es trotzdem fangen. Ganz allein.«

»Nicht. Mal. Dran. Lecken.«

Ich schaue auf zu Vater. Auch wenn er mich nicht auslacht, ruckt seine Rute wieder ein wenig hin und her.

Das Friss-mich-nicht watschelt fast aufreizend langsam in den Wald. Ich laufe zum Flussufer hinunter und betrachte seine Spuren. Sein Pfotenabdruck hat fünf Zehen. Mir ist zum Winseln, aber ich verbeiße es mir und richte mich auf. Wer will schon fressen? Ich doch nicht.

Ich setze mich neben Vater. Beobachten. Auch als die Schatten länger werden, beobachtet er noch. Meine Geschwister haben den ganzen Tag gespielt – und Vater beobachtet immer weiter. Das Wedeln ist mir längst vergangen, trotzdem bleibe ich bei ihm. Beobachte.

In der Nähe des Wasserfalls raschelt es. Erst kommt eine schwarze Nase zum Vorschein, dann nach und nach das wohl struppigste Wiesel aller Zeiten. Es hat langes, steifes Fell, das in alle Richtungen absteht. Dabei bewegt es sich noch langsamer als das Friss-mich-nicht. Ich könnte es fangen. Warum ist Vater noch nicht in Lauerstellung? Er sieht mich an.

»Schmeckt es gut?«, frage ich.

»Wahrscheinlich.«

Das struppige Wiesel nagt an der Rinde einer Kiefer. Die steifen schwarzen Borsten haben silbergraue Spitzen.

»Ist es giftig?«

»Nein.« Vater ruckt nur kurz mit der Rute.

Ich wuffe einmal leise, falls es uns noch nicht gewittert hat. Es dreht sich zu uns um, macht aber keine Anstalten, sich zu verdrücken. Dachse und Vielfraße sind auch nicht größer, dennoch hat Mutter uns vor ihnen gewarnt.

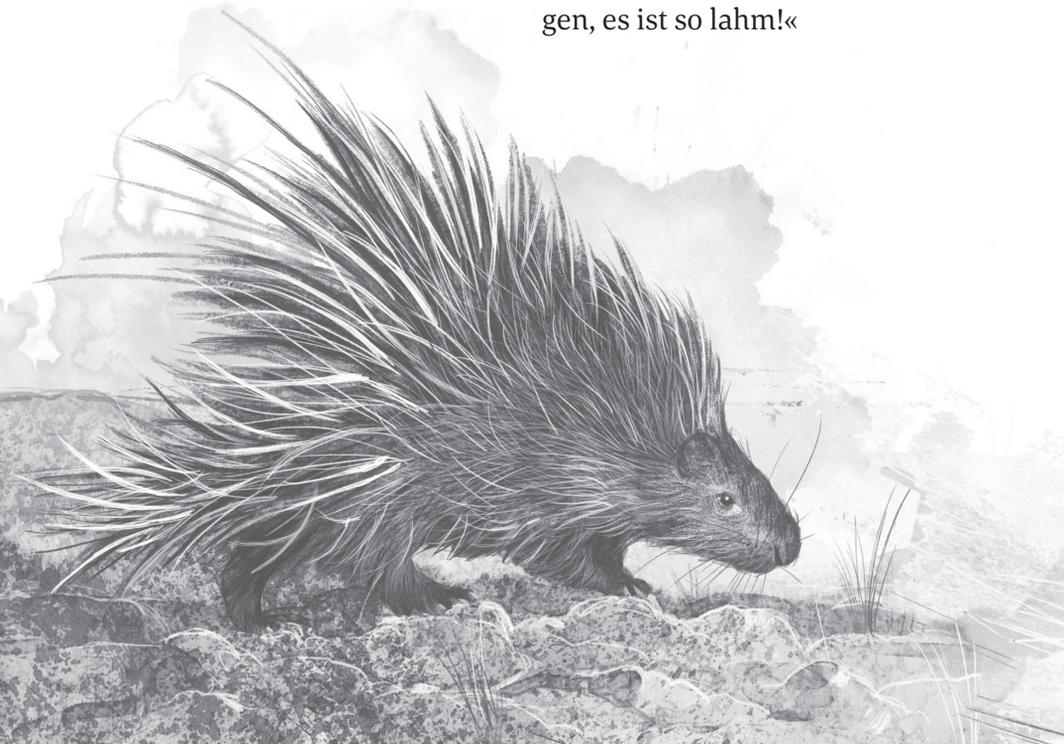
»Jagt es uns?«

»Keiner jagt einen ausgewachsenen Wolf – außer Menschen.«

»Es ist doch so klein, warum hat es denn keine Angst?«

»Das Stachelschwein fürchtet sich vor niemandem. Und es kämpft mit niemandem.«

»Aber ich könnte es mit einem Satz kriegen, es ist so lahm!«



»Wer sich mit einem Stachelschwein anlegt, unterwirft sich ihm für immer.«

Dem Borstenvieh da unterwerfe ich mich ganz bestimmt nicht! Ungeschickt klettert es über den umgestürzten Stamm einer Kiefer. Es wirkt weder besonders wendig noch stark oder schlau. Ich werde Fang drauf ansetzen. Dann weiß ich, woran ich bin, und Fang darf sich unterwerfen.

Der Wind flaut ab und die Sonne sinkt tiefer. Jetzt kommen die Raben. Sie kreisen eine Weile über Vater, bevor sie hinaus in die Prärie fliegen. Wenig später sind sie zurück, und Vater wufft ihnen zu, als würde er sich mit ihnen unterhalten. Sie fliegen so tief, dass ihre Flügelspitzen seine Schultern streifen. Dann zieht es sie wieder hinaus in die Prärie.

»Da!« Vater deutet mit der Schnauze hinab in die Ebene, wo das Präriegras auf das Farn und die Bäume des Bergs trifft.

Ich kann nichts entdecken. Vater ruft nach Mutter und Schall. Als ich den Kopf hebe, wittere ich es endlich, ganz schwach: eine Hirschkin mit ihrem Welpen. Mutter und Schall eilen an Vaters Seite.

Schnell und lautlos schleicht sich Vater an die Beute, achtet auf die Windrichtung, läuft im Halbkreis. Und treibt sie dann in die Fänge von Mutter und Schall. In Gedanken bin ich bei ihnen, jage und umzingle die Beute. Irgendwann werde ich selbst mit meinem Rudel jagen. Ganz bestimmt. Besser als alle anderen.

Jeden Tag beobachte ich Vater bei der Jagd. Auch als ich längst kein Welpen mehr bin, sondern ein Jährling. Ich lerne. Merke mir alles. Renne, um den Wind im Fell zu spüren, das Trommeln meiner Pfoten auf dem duftenden Steppengras



und den Kiefernadeln meines Reviers zu hören. Mal läuft Flausch hinter mir her, mal jage ich ihn zum Spaß. An ihm übe ich pirschen, hetzen, springen. Flausch ist der ideale Begleiter, folgt mir besser, als ich es je könnte. Ich werde ein Wolfsvater, das spüre ich.



# GEGNER

Nachdem die letzte Sommerhitze verklungen ist, zieht Mutter mit Sturm und Wedel los, um ihnen zu zeigen, wie man einen Bau gräbt. Ich sehe ihnen nach. Da fällt mir das Stachelschwein wieder ein.

»Fang, ich habe was zum Jagen gefunden.«

»Einen Hirsch?«

»Was viel Besseres.«

»Wenn es kein Hirsch ist, interessiert es mich nicht.«

»Dann jagen Flausch und ich es eben allein.« Mit hoch erhobener Rute trabe ich davon. Flausch folgt mir.

Pfotengetrappel kommt näher, dann ... zwei schnelle Schritte wie kurz vor einem Sprung.

Ich rolle mich zur Seite und Fang landet im Dreck.



Das ist jedes Mal ein Vergnügen, das allerdings nur von kurzer Dauer ist. Knurrend wirft er sich auf mich und drückt mich zu Boden.

»Ihr glaubt wohl, ihr könnt ohne mich los?«

Ich drehe und winde mich, kann ihn aber nicht abwehren.

Wutschnaubend gebe ich auf, zeige ihm die Kehle; da lässt er mich los.

»Flink und ich können auch ohne dich jagen«, meint Flausch. Er setzt sich auf seine Rute, damit das Wedeln aufhört.

»Oh, nein«, erwidert Fang. »Ich kümmere mich schon darum.«

Es läuft alles besser als geplant.

»Beim Ausguck, wo die Kiefern stehen«, sage ich.

Fang übernimmt großspurig die Führung. Flausch und ich folgen in gebührendem Abstand. Keiner von uns kann sich das Wedeln verkneifen.

Als wir jedoch die Stelle erreichen, von der Vater die Berge beobachtet, hören Flausch und ich es beide gleichzeitig: Raben – eine ganze Wolke von ihnen. Sie kreisen über der Prärie.

Über den Raben kreisen die Geier. Irgendwer hat Beute gemacht. Aber heute sind Vater und Mutter nicht auf der Jagd.

Da entdecke ich unter der Vogelwolke Wölfe.

Viele Wölfe.



»Wir sollten Bescheid sagen ...«

Flausch ist schon losgelaufen. Kurz darauf erscheint er mit Mutter neben mir.

Sie schaut.

Läuft umher.

»Müssen wir fort?«, fragt Flausch.

Immer mehr Wölfe tauchen unter der Vogelwolke in der Prärie auf, Wölfe, wohin ich auch schaue. Ich bekomme Angst.

Mutter wendet sich mir zu. Sieht mich gerade an mit ihren goldbraunen Augen, sodass ich nicht weggucken kann. Ich richte mich auf. Sturm und Wedel stehen rechts und links von mir. Fang reckt sich, er ist einen ganzen Kopf größer als wir. Ich stupse Flausch an seinen Platz.

»Wir gehören zu den Bergen«, beginnt Mutter.

»Und die Berge gehören zu uns«, antworten wir.

»Schaut euch an. Ausgewachsene Wölfe«, sagt Mutter.

»Mit solchen Wölfen an meiner Seite habe ich nichts zu

fürchten. Bleibt hier. Vater und ich erneuern die Duftmarken.«

Vater und Mutter laufen los, um die Bäume an der Grenze zu markieren, damit jeder Eindringling weiß, dass es unser Revier ist.

Als sie zurückkommen, heulen wir – und wie! Laut und lang bis in die Nacht hinein. So vertreiben wir die fremden Wölfe mit unserem Gesang, während zwischen den Bergen der erste kalte Winterwind pfeift.



Ein paar Tage später ruft Vater uns zur ersten Jagd. Der Boden ist dick mit gelben und braunen Blättern bedeckt, es weht ein beißender Wind und unser Fluss ist an den Ufern glatt und glitzrig geworden. Bislang haben meine Geschwister und ich mit angehaltenem Atem im Gebüsch gewartet, während die Älteren die Hirsche gerissen haben. Die Jäger fressen immer zuerst, danach gibt es auch was für uns.

»Kommt«, sagt Vater. »Wir sind jetzt ein großes Rudel.«

Vater führt uns auf eine verschneite Wiese, über die ein zugefrorener Bach verläuft. Damit die Hirsche uns nicht wittern, lauern wir ihnen gegen die Windrichtung auf. Sie scharren im Schnee nach den letzten Grasbüscheln und knabbern an den Sträuchern.

»Zuerst jagen wir sie eine Weile, um das schwächste Tier auszumachen«, sagt Vater. »Ich laufe mit Knurre, Fang und

Wedel auf der Sonnenaufgangsseite. Mutter, Schall und Sturm laufen auf der anderen Seite.«

Meine Rute sackt zu Boden. Vater will mich bei der Jagd nicht dabeihaben!

»Flasch, du bleibst hier oben auf dem Felsen, damit die Hirsche nicht bergauf entkommen.«

Stolz bauscht Flasch das goldgraue Fell auf. Es ist eine einfache Aufgabe. Hirsche fliehen immer eher bergab als bergan. Dennoch hilft er dem Rudel.

»Flink, du rennst vor und treibst sie über die Wiese den Berg hinauf. Je öfter wir sie zwingen, die Richtung zu wechseln, desto eher stolpert einer.«

Ja! Das Kläffen verbeiße ich mir, nur meine Rute geht hin und her. Ich bin der Schnellste im Rudel. Alle wissen das. Übermütig beiße ich Fang ins Ohr. Das zahlt er mir später heim, aber was soll's! Dies hier ist meine Chance. Wenn ich mich bei der Jagd besser anstelle als er, wird er nie wieder auf mir herumtrampeln. Oder auf Flasch.

Während die ahnungslosen Hirsche auf der verschneiten Wiese grasen, weist Vater uns mit der Schnauze unsere Posten zu. Eisiger Wind peitscht uns entgegen. Das Jagdfieber packt mich. Lautlos warte ich im Schutz der Bäume auf Vaters Zeichen. Bei allen Jagden, die ich beobachtet habe,



kam es immer darauf an, dass unser Rudel wie ein einziger Windstoß über die Hirsche hergefallen ist. Doch plötzlich, ohne dass Vater das Zeichen gegeben hat, stürmt Fang davon und kläfft. Die Hirsche heben die Köpfe.

»Los!«, knurrt Vater mir zu.

Zum Schimpfen ist es zu spät. Wir sind ein Rudel, im Sieg und in der Niederlage. Wutentbrannt stürme ich über die Wiese. Meine erste Jagd muss ein Erfolg werden! Schnee wirbelt unter meinen Pfoten auf. Flausch begibt sich den Hang hinauf. Da wird ihm nichts geschehen. Mutter führt ihre Jägerinnen auf die eine Seite des Hirschrudels, Vater den Rest auf die andere. Ich lege an Tempo zu. Werde schneller. Bergab.

Fang fällt gleich den ersten Hirsch an. Verfehlt ihn. So ungeduldig und kampflustig wie ein Welpen gebärdet er sich. Den werde ich nachher zu Boden ringen – und wenn es den ganzen Tag dauert! Er hat noch nicht mal geschaut, ob der Hirsch aus dem Tritt geraten ist. Vater achtet immer auf die Läufe. Kommt eines der Tiere ins Stolpern, beißt er zu.

Die Hirsche galoppieren durch den Schnee, meiden den Tiefschnee,



springen über die vereisten Flächen. Ihre hohen, panischen Schreie hallen von den Felswänden wider. Ich gebe alles, um die Fliehenden zu überholen und ihnen den Weg abzuschneiden. Kaum lässt sich der erste Hirsch von mir zurück in Richtung der Berge drängen, folgt schon der zweite und dritte. Einer nach dem anderen dreht ab. Hinter mir höre ich Vater und Knurren rennen. Durch einen Wald aus Hirschläufen erhasche ich einen Blick auf Mutter und Schall. Ein großer Hirsch rast an mir vorbei. Ich lasse ihn ziehen. Auf so ein majestätisches Wesen macht man keine Jagd. Ich dränge die restlichen Hirsche ab und rase dann gleich wieder an die Spitze ihres Rudels, um sie erneut zum Richtungswechsel zu zwingen.

Fang hat seinen Schnitzer überwunden und stürmt hinter Vater her. Als die Hirsche das dritte Mal die Richtung



wechseln, entdeckt Vater ein Tier, das aus dem Tritt kommt. Er springt ihm direkt an die Kehle. Ich lasse das übrige Rudel entkommen.

Vaters Zähne sind tief in den schwarzen, zotteligen Hirschhals vergraben. Mir läuft schon das Wasser im Maul zusammen. Ich will Vater zu Hilfe eilen, aber Fang kommt mir zuvor. Mit einem großen Satz springt er dem Hirsch auf den Rücken und versenkt die Zähne in seiner Kehle. Durch den Stoß muss Vater loslassen. Nicht einmal Mutter und Schall sind so schnell. Als ich mich auf den Hirsch stürzen will, ist er bereits tot.

»Gut gemacht«, sagt Vater zu Fang.

Keuchend umringen wir den Hirsch. Sind dankbar für das Leben, das uns Leben schenkt. »Jeder frisst und jeder wird gefressen«, hat Knurre immer gesagt, als wir noch Welpen waren. Und so halten wir einen Moment inne und sind froh, dass wir dieses Mal fressen und nicht gefressen werden.



Dann weichen wir zurück und lassen Vater und Mutter die ersten Bissen nehmen. Wir hecheln und kläffen vor Aufregung über den Duft nach frischem Fleisch.

Schall darf immer als Nächste fressen, dann wir Jährlinge und als Letztes Knurre. Heute jedoch ruft Vater Fang noch vor Schall zur Beute und lässt ihn die saftigsten Stücke hinterzuschlingen.

Als ich dran bin, sind fast nur noch Sehnen und Knochen übrig. Ich breche einen großen Knochen auf und lecke das Mark heraus. Davon werde ich zwar satt, aber nach dem Mahl bin ich unzufrieden und entschlossener denn je, meinen Bruder zu schlagen. Bei Einbruch der Nacht kehren wir in unser Lager zurück und überlassen die Reste den Waschbären und Kojoten.



Den ganzen Winter lang jagen wir, füllen uns die Bäuche und lassen im blutroten Schnee die Überreste für die Aasfresser zurück. Den ganzen Winter lang bestimmt Vater mich zum Treiber, während er sich von Fang beim Töten helfen lässt. Immer umkreise ich die Hirschrudel mühelos, aber Fang ist nach wie vor der Größte von uns. Obwohl er noch ein Jährling ist, ist er schon so groß wie Vater – und wenn er immer als Erster fressen darf, wird er auch bald so kräftig sein wie er.

Gegen Ende des Winters werde ich rastlos. Nun begleite

ich Vater nicht länger zum Ausguck. Ich habe mir meinen eigenen Posten gesucht, fernab vom Lager. Bei Sonnenuntergang beobachte ich die weite Prärie mit ihren Rudeln von Hirschen, Kühen und Schafen.

Flausch begleitet mich stets, rollt sich unter meiner Schnauze zusammen, sodass ich sein Herz spüre, das im Takt mit meinem eigenen schlägt. Dies ist mein Revier, mein Zuhause. Ich liebe jeden Baum und jeden Strauch. Doch Fang gewinnt immer und ich will mich ihm nicht länger unterordnen.

»Nimm mich mit, wenn du gehst«, sagt Flausch.

Statt zu antworten, knurre ich. Kein Ja, aber auch kein



Nein. Ich lecke ihm die Ohren, in die Fang und Sturm so gern beißen. Der Sommer naht, bald werden wir keine Jährlinge mehr sein. Mutter ist schon einen Mond lang im Bau. Knurre ist schwächer geworden und muss wie ein Welpen gefüttert werden. Mein Rudel braucht mich. Ich kann es nicht verlassen.

»Ich folge dir, wohin du auch gehst«, sagt Flausch.





## DER KAMPF

Als der letzte Schnee geschmolzen ist und die Sommer-  
sonne langsam über den Himmel wandert, kommen die  
neuen Welpen aus dem Bau. Sie stürzen sich auf jede Grille  
und kläffen jeden Vogel an. Vor Freude darüber überwa-  
chen wir unsere Grenzen nachlässiger.

Beim ersten Vollmond des Sommers versammeln wir  
uns vor dem Bau und füttern die Welpen mit Hirschfleisch.  
Die Jungen wedeln wie verrückt und lecken uns glücklich  
die Schnauzen. Mutter sieht stolz zu, wie Flausch sich mit  
ihnen balgt und immer, immer wieder um sie  
herumläuft, dass auch keines verloren geht.

So sollen Wölfe leben.

Die Raben gesellen sich zu uns und heu-  
len ihre eigenen rauen Lieder. Sie schnap-  
pen sich die Reste unserer Beute. Packen die  
Knochen mit den Schnäbeln, lassen sie aus der Luft fallen  
und fangen sie wieder auf.



Unter den Welpen habe ich bereits einen Liebling, die kleine Dunkelbraune mit der schwarzen Schwanzspitze, die immer von ihrer größeren Schwester herumgeschubst wird. Ich wuffe, damit sie aufsteht, wenn ihre Schwester sie umgeworfen hat. Und ich passe auf, dass sie ihren Anteil Fleisch bekommt. Hätte ich doch besser die Ohren gespitzt. Hätten wir doch alle die Ohren gespitzt!

Flausch wittert sie als Erster. Warnend jault er. Sämtliche Köpfe heben sich, unsere Ohren zucken. Ein schriller Pfiff vom Wächter der Raben und die Vögel sind stumm. In einer einzigen Bewegung erheben sie sich in die Luft und fliegen davon.

Gleich gibt's Ärger.

Von den Bergen steigt Nebel auf, schluckt die Geräusche und nimmt uns die Sicht. Mutter steht auf, die Welpen purzeln übereinander, verstecken sich hinter ihr. Aus Mutters Kehle dringt ein leises Knurren. Prüfend halte ich die Nase in den Wind. Die Nachtluft steht still, ich rieche bloß das Hirschfleisch. Schall stellt sich schützend neben Mutter, bleckt die Zähne. Wedel und Sturm sehen Vater an und warten auf ein Zeichen.

Plötzlich taucht zwischen den Bäumen ein feindliches Rudel auf, ein Ring aus Wölfen, alle breitschultrig und so blass wie verwittertes Holz. Es sind viele. Genug, um uns mühelos zu umzingeln. Genug, um uns alle mitsamt den Welpen zu überwältigen, wenn wir sie nicht vertreiben. Ihr Knurren und ihre hellen Augen sagen: »Meins!«

Vater richtet sich zu seiner vollen Größe auf. Die feindlichen Wölfe sind in der Überzahl, aber er ist stark. Mutter dreht sich um und flieht mit den Welpen in die Berge, schlängelt sich zwischen den Bäumen hindurch, klettert über Felsen und springt über unseren Fluss. Die Welpen folgen ihr in einer Reihe. Knurre überspielt sein Humpeln und knurrt die Angreifer so drohend an wie ein Bär. Ich stehe Schulter an Schulter mit Fang, Sturm, Wedel und Schall, um dem feindlichen Rudel den Weg zu unseren Welpen zu versperren.

»Folge ihnen«, raune ich Flausch zu. »Beschütze sie.«

Unsere Welpen sind noch sehr klein, aber Flausch wird sie nie im Stich lassen. Schnell und lautlos gleitet er davon wie eine Eule bei Nacht.

Wir blecken die Zähne. Die Wut verleiht mir besondere Kräfte. Mir ist egal, wie groß unsere Gegner sind. Das ist mein Revier. Mein Zuhause.

Das kriegen sie nicht!





5 4 3 2 1

ISBN 978-3-649-63475-1

© 2020 für die deutschsprachige Ausgabe  
Coppenrath Verlag GmbH & Co. KG,  
Hafenweg 30, 48155 Münster

Alle Rechte vorbehalten, auch auszugsweise  
First published by Andersen Press Limited  
Originaltitel: A Wolf Called Wander

Text: © 2019 Rosanne Parry

Innenillustrationen: © 2019 Mónica Armiño

Umschlaggestaltung: Frauke Maydorn

unter Verwendung einer Illustration von Cindy Derby

Übersetzung: Petra Knese

Karte: Thomas Kemper

Lektorat: Frauke Reitze

Satz: Sabine Conrad, Bad Nauheim

Printed in Germany

Das **@book** erscheint unter der ISBN 978-3-649-63772-1.